



Menschenraub in China.

Von Hans B. Wagenfeld.

Herr Wang wohnte in der europäischen Sektion von Shanghai, zwei Schritte vom Tennisplatz des Deutschen Klubs entfernt. Es ist eine kleine, vornehme Straße, mit prächtigen Gärten hinter hohen Mauern. Ich läute. Zehn Minuten verstreichen und nichts rührt sich. Ich klopfe: Aber das dicke Holz des Tors gibt keinen Ton von sich. Ich rufe ... Es scheint mir, als hörte ich von weitem das Schließen eines Tritt auf dem Kies, jenseits der Mauer. Aber nein, nichts. Und plötzlich sehe ich im Portal zwei Augen auf mich gerichtet. Zwei Schlitzen, die mich seit einem Augenblick aus einem Auszug hervor betrachten, den ich nicht habe öffnen hören.

In Shanghai herrscht Vorsicht. Das Guckloch schließt sich. Erneutes Schweigen; dann, nach einer kurzen Weile, erneute Schritte. Zwei andere Augen mustern mich. „Ihre Karte, bitte.“ Meine Karte wandert durch den Spalt. Dann eine kurze Beratung hinter der Pforte, der Lärm einer Sicherheitsvorrichtung, die man entfernt, der Schlüssel dreht sich im Schloß, Riegel, Eisenbarren — und das Tor tut sich so weit auf, daß eine mißtrauische Nasenspitze noch rechts und links herauschnuppern kann. Aber ich bin allein, die Straße ist leer. Ich darf eintreten.

Wang ist im Salon. Er legt seine Pfeife weg und streckt mir einen wachsblassen Arm entgegen, der aus einem blauen Seidenärmel gleitet: „Entschuldigen Sie. Aber Sie werden die Umstände verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß kurz nach meiner Rückkehr aus Europa einer meiner Vetter „geknappet“ worden ist. Am helllichten Tag, mitten in Hankau, als er durch einen Torbogen ging, stößt er sich den Kopf an — oder erhält einen Schlag; er hat das nie feststellen können. Er sieht, daß er blutet; in diesem Augenblick stürzen sich drei Bur-schen auf ihn und schleppen ihn, Revolver auf die Brust gesetzt, in ein Auto. Tags darauf erhält seine Frau einen telefonischen Anruf, in dem sie aufgefordert wird, irgend jemanden in ein Hotel in der Tibet Road zu schicken, wofolbst man auf Zimmer 15 in einer Schublade einen Brief ihres Mannes finden würde. Man geht dorthin

und findet einen Brief von meinem Vetter und einen von den Banditen. Mein Vetter zeigte an, er werde gut behandelt, daß man aber um feinetwillen alles tun solle, was die Kidnappers verlangten. Der Brief des Banditen forderte zehntausend Dollar Vorschuß vor Eröffnung der Verhandlungen; man würde dann über das eigentliche Lösegeld reden. Tags darauf ein erneuter Telefonanruf: „Gehet ins Orient-Hotel, Zimmer 239.“ Im Zimmer 239 findet die Frau meines Veters einen Unbekannten, der sie fragt: „Haben Sie das Geld?“ Sie bietet zehntausend Dollar an. „Her damit!“ sagt der Kerl, „aber es bleiben noch acht-tausend zu zahlen, ehe wir über die Hauptsache verhandeln können.“ Erneutes Stelldichein, erneutes Feilschen.“

Ich unterbreche Wang: „Und warum nicht die Anzeige erstatten bei der Polizei?“

„Das tut man nie“, sagt Wang. „Man würde nur die Zwischenhändler erwischen — die selbst nicht wissen, wo der Verschleppte sich befindet. Und nachher kommen die Repressalien ... Mein Vetter fing schon an, besorgt zu werden. Denn Sie wissen doch, was geschieht, wenn sich die Verhandlungen allzusehr in die Länge ziehen; erst schneidet man einen Finger ab, dann ein Ohr, und schickt sie den Verwandten, um sie zur Eile anzuspornen. Manchmal auch, wenn sie zu spät zahlen, erhalten sie einen Leichnam zurück. Das kommt vor. Man hatte meinen Vetter in einem Haus untergebracht, in dem sich eine Spielhölle befand; er hatte nach Herzenslust zu essen und zu rauchen. Nur saß im Zimmer, in dem er schlief, eine Wache mit einer Mauer-pistole. Nachdem man die beiden, ihn und seinen Wächter, noch einmal hatte umquartieren müssen — denn die Spielhölle war verraten worden — ließen ihn die Erpresser endlich gegen die Hinterlegung einer großen Summe frei.“

„Ende gut, alles gut. Aber Sie selbst?“

„Warum Sie. Zwei Tage später bekam ich den Besuch eines anderen Veters. „Ich habe in der Armee gedient, wo es viele Kidnappers gibt, und ich habe erfahren, daß es jetzt dir gilt. Wenn du willst, werde ich versuchen, die Sache in Ordnung zu brin-

gen. Die Bande, die dir nachstellt, ist die gleiche, die den Streich gegen unseren Vetter geführt hat. Hier der Beweis ...“ Und er zog das Taschentuch aus der Tasche, mit dem mein Vetter am Tage seiner Entführung seine Wunde getrocknet hatte. Das Taschentuch zeigte noch die Blutspuren. Wir sprachen von anderem, beim Fortgehen aber sagte er mir, er brauche Geld, um nach Hankau zu fahren. Beim Abschied gab ich ihm tausend Dollar für die Reise.“

„Was, Sie gaben ihn ...?“

„Selbstverständlich, mein lieber Wagenfeld ... Der andere war in Hankau gefknappet worden, dort ist nicht die hiesige Polizei zuständig. Und dann, ich hatte nichts Sicheres in Händen. Keinerlei Beweis. Wohlverstanden, er reist nicht ab, kommt aber zwei- oder dreimal, um mir unter anderen Vorwänden Geld abzuknöpfen. Aber nun erzähle ich die Geschichte dem geknappeten Vetter und er verspricht mir, darüber mit seinem Ex-Bewachungsmann zu reden. Man zeigt dem ein Lichtbild des Kleinen. Und der Kerl erkennt ihn auf der Stelle. Jetzt konnte man zugreifen. Ich zeigte ihn an. Die Polizei verständigte sich. Man mußte ihn auf den elektrischen Stuhl setzen, um ihn zu einem Geständnis zu bringen. Aber man konnte nichts über die anderen erfahren. Er wurde verurteilt. Bevor er hingerichtet wurde, äußerte er als letzten Wunsch, sich tüchtig vollpressen. Man brachte ihm eine Schüssel Schweinsfüße. Daraufhin schlug er längelang hin. Er selbst hatte sich mit Opium vergiftet.“

„Was haben Sie demnach heute noch zu fürchten?“

Wang machte einen tiefen Zug aus der Pfeife. „Alles“, sagt er mit seiner ruhigen Stimme. „Die anderen sind geblichen. Ich täte besser daran, das Feld zu räumen.“

Ich hatte Wang im Verdacht, zu über-treiben. In der Bar des Shanghai-Klubs befragte ich Jackson, einen der Polizei-gehaltigen der internationalen Nieder-lassung.

„Wang?“ antwortete er mir. „Der klassische Fall! Die gewöhnliche Entfüh-

Wir wollen nicht nur Eure Stimmzettel zählen . . .

Daß mancher nur während der Wahlzeit zu uns steht, und hinterher mit dem schönen Gefühl nach Hause geht —:

Ich hab' meine Pflicht getan
Darauf allein kommt es heute nicht mehr an!

Daß mancher nur sein Kreuz auf den Stimmzettel schreibt, und hinterher nichts weiter tut, als bei Müttern bleibt, und jeder sozialistischen Tat aus dem Wege weicht . . .

Damit ist gar nichts erreicht!

Daß mancher nur mit der Familie politisiert, und Sozialismus lediglich im stillen Kämmerlein im Munde führt, den Gegner aber niemals offen stellt. Dadurch verändert man nicht die Welt!

Und schließlich und zuletzt —: daß Ihr Gesinnungsfreunde seid, ist wohl sehr schön, aber es bringt uns nicht weit.

Ihr gehört zwar zu denen, die richtig wählen, aber wir wollen nicht nur Eure Stimmzettel zählen . . . wir wollen auch wissen, daß Ihr mehr sein könnt als ein Kreuz auf Papier!

Denn darauf, immer wieder darauf kommt es an.

Daß man nicht nur Bestimmung tragen, sondern — wenn es sein muß — sich auch dafür schlagen und opfern kann!

tung; denn wir unterscheiden drei Klassen von Entführungen."

"Wie bei der Beerdigung?"

"Genau so! Der Fall Wang ist Klasse drei, wenn Sie so wollen, der häufigste, der uns die meisten Schwierigkeiten macht. Wir haben es da mit bewundernswert gutorganisierten Banden zu tun, die keine größere Gefahr laufen als jede andere bewaffnete Diebsbande, nur daß der Menschenraub mehr einbringt. Früher benutzte man das eigene Auto des Opfers zur Entführung; es genügte, den Chauffeur zu bestechen oder einen anderen unterzuschieben. Aber alle angesehenen und reichen Chinesen haben ihre Automobile mit automatischen Sperrvorrichtungen ausgerüstet, die sie ins Wageninnere einschließt. Unmöglich, sie während der Fahrt zu verschleppen . . . Die Kidnappers mußten ein anderes Verfahren einschlagen. Alle haben heute ihre eigenen Wagen, mit solchen Nummern, versteht sich! und angeln ihre Kunden vor den Hotelausgängen, bei ihren Konkubinen oder bei einem Stelldichlein."

"Und Klasse zwei?" "Wir nennen sie: Entführungen zwecks Regelung familiärer Angelegenheiten. Meist handelt es sich um Racheakte, um Eifersucht, um Erb- oder Erstgeburtssinteressen. Noch ist es keine zwei Monate her, daß ein gewisser Sung Yeh von zwei Individuen angefallen wurde, die ihm einen chloroformgetränkten Wattenbausch unter die Nase hielten. Er schreit um Hilfe. Unsere Detektive laufen herzu und

führen das Trio auf die Wache. Ergebnis: die Kidnappers waren: der eine ein Kollege von uns von der Polizei in Tseukiang, der andere der Sekretär des derzeitigen Landwirtschaftsministers."

Als ich meinen Gewährsmann verlassen hatte, kam ich auf dem Heimweg an einem gewissen vielversprechenden "Scharf-

schützen- und Revolverklub" vorbei. In der Hauptstraße, an der Front eines Hauses, las ich diese monumentale Inschrift: "Anti-Kidnapping-Versicherungsgesellschaft." Offenbar eine amerikanische Versicherung gegen das Kidnappedwerden. Ich merkte mir die beiden Adressen für meinen Freund Wang.

Der Kreuzzug der Kinder.

Ein Kapitel weltgeschichtlichen Wahnsinns.

Es war im Juni des Jahres 1212. In einem französischen Dorfe war plötzlich ein Knabe aufgestanden und hatte erklärt, Gesandter Gottes und berufen zu sein, das heilige Land, das sich trotz vier großer Ritterzüge noch immer in den Händen der "Ungläubigen" befand, für die Christenheit zu erobern. Er habe überirdische Erscheinungen gehabt, und Gott selbst habe ihm gesagt, er möchte sich an die Spitze eines Kinderheeres stellen und den Zug ins Morgenland unternehmen.

Und so geschah es. Bald tauchten an vielen Orten Frankreichs und später auch in Deutschland Knaben auf, die Scharen größerer Kinder um sich sammelten und unter Beten und Singen zu dem französischen Wunderknaben stießen. "Zu Gott übers Meer!" oder "Ins heilige Land!" war die Losung dieser Kinderhorden. Nun hatte es freilich besonnene Geistliche und auch besorgte Eltern genug gegeben, die diesem sonderbaren Beginnen mit der größten Sorge zusahen, doch tauchten ebenso bald gewichtige kirchliche und weltliche Stimmen auf, die allen Ernstes erklärten, Gott habe mit diesen Kindern ein Wunder vor; ihrer Anschuld werde das gelingen, was dem wiederholten Versuche "sündhafter" Erwachsener nicht geglückt sei. Und scharf und mit der Drohung ewiger Seelenpein wurden schließlich diejenigen getadelt, die sich dem Beginnen der Kinder in den Weg stellen wollten. So nahm das Schicksal seinen Lauf.

30.000 französische Kinder sammelten sich nach und nach um ihren Führer, den Hirtenknaben Stephan, der, pomphaft angezogen, auf einem Wagen dem Zuge voranzufuhr. Aus Deutschland stießen gegen 20.000 Kinder dazu. Die Fahrt übers Meer machten die Züge allerdings getrennt voneinander. Begünstigt wurden diese jugendlichen Kämpfer- und Pilgerzüge besonders durch die in jener Zeit vielfach im christlichen Europa grassierenden religiösen Epidemien. Prediger und Bettelmönche zogen im Lande umher, Geißeltum und tollster Aberglaube machten sich breit, an religiösen Verzückungen und eingebildeten "Erscheinungen" war kein Mangel. So war es nicht verwunderlich, daß sich dem Ventlerzuge frivoler mißbrauchter Kinder auch eine große Schar von Gefindel anschloß; Tagediebe, Verbrecher und Dirnen und auch niedere Geistliche, heimat- und wurzellose Gestalten und Abenteurer-naturen.

Nach langen Märschen war das französische Kinderheer bis in die Hafenstadt Marseille gelangt. Hier boten sich einige Kaufleute an, für die Ueberfahrt auf Schiffen zu sorgen. Gegen Gotteslohn, wie sie sagten. In Wirklichkeit sollten die Betreffenden von Anfang an die Absicht gehabt haben, an dem phantastischen Kinderunternehmen auf schändlichste Art Geld zu verdienen. Soviel die Chronik weiß, ist einem Teil der Kinder vor der Ueberfahrt bange geworden und sie sind in ihre Heimat zurückgekehrt. Einige Schiffe

sind unterwegs verunglückt und tausende Kinder dabei ertrunken. Die übrigengebliebene große Zahl aber wurde in Ägypten auf Sklavemärkten verkauft. Mehrere tausend an den Hof des Kalifen verkauft. Kinder sind später auf Verwendung des damaligen deutschen Kaisers wieder freigegeben worden. Die verbrecherischen Kaufleute sollen gehängt worden sein.

Der aus Deutschland, vornehmlich der Rheingegend stammende Trupp kam, gleichfalls mit allerlei Gefindel besetzt, nach vielerlei Beschwerden über die Alpen, um über Italien ins gelobte Land zu gelangen. Doch wurde ihnen in Genua von vornherein die Stadt verwehrt, und in Brindisi verhinderte der dortige Bischof ihre Einschiffung. Die italienische Behörde, die den grandiosen Unfug dieses "Kinderkreuzzuges" erkannte, trieb die Scharen zurück, so daß den Kindern und ihrem Troß nichts übrig blieb, als unter tausend Qualen und Entbehrungen die Heimreise über die Alpen anzutreten.

Dieser Rückmarsch in die Heimat hatte etwas Verzweifelteres an sich. Hungernd, durstend, frierend, von Seuchen geplagt, ging der Zug vor sich. Wer nicht mehr mitkommen konnte, der blieb am Wege liegen. Manche suchten unterwegs im Lande zu bleiben. Mädchen fielen in tröstlose Schande, wieder andere verdingten sich in ihrer Not zu harter Arbeit. Viele Tausende kamen, von Not und Elend geschwächt, in den Alpen um. Auch der Papst hatte keine Hilfe für diese jugendlichen Schwärmer, die doch für eine "göttliche" Idee mißbraucht worden waren. Kalt überließ man sie ihrem traurigen Schicksal. Nach langer, trüber Irrfahrt kam, das nackte Leben durch Beteln, Arbeiten und Stehlen fristend, der Rest wieder in der deutschen Heimat an. Die meisten durch Krankheit und Hunger ruiniert, aber geheilt von dem Wahn, den unvernünftigen Geistes, Laten und Behörden nicht rechtzeitig als solchen erkannt und unterbunden hatten.

So endete dieses Kapitel weltgeschichtlichen Wahnsinns, der zu einem Verbrechen an Zehntausenden von Kindern geworden ist. Der nächste Kreuz- und Erobererzug wurde wieder von einem deutschen Ritterheer unternommen. Eine damals zwischen dem Sultan von Ägypten und dem von Damaskus herrschende Fehde ausnützend, gelang es diesem Zuge, Jerusalem zu erobern und zu unterwerfen. Später wurden die "Kreuzertrübsamer" wieder von Moslemscharen überfallen und aus dem Lande getrieben. "Und", so sagt ein Geschichtsforscher, "nachdem das streitbare Christentum gegen den Halbmond nichts hatte ausrichten können, wandte sich seine Kampfgier gegen die "Ungläubigen" im Lande selbst, und es traten jene Ketzerverfolgungen und Glaubenskriege ein, die den folgenden Jahrhunderten ihren blutigen Stempel aufdrückten."

J. K. i. h. e.

Indische „Zauberer“.

Von John George Hagenbed.

Es gibt wohl niemanden, dem der Name Hagenbed unbekannt wäre. Einer der Nachkommen der weltberühmten Tierhändler- und Jäger-Familie, John George Hagenbed, reist seit Jahren mit einer Indienschau in Europa herum und was er auf diesen Reisen erlebt, hat, erzählt er nun in einem soeben erschienenen, frisch und unterhaltend geschriebenen Buch „Mit Indiens fahrendem Volk“, August Scherl-Verlag, Berlin, Preis geb. 4 Mk.), das dem Leser anfassende Blicke in das Leben des fahrenden Artistenvolkes gewährt. Kaum jemand, der nicht „vom Bau“ ist, wird sich eine Vorstellung davon machen, wie schwierig es ist, ein solches Reich zu gründen, die Tiere und die exotischen Menschen bei guter Laune zu erhalten, sie zur Ausübung ihrer schweren Arbeit dauernd geneigt zu machen und in der Truppe für harmonisches Zusammenwirken zu sorgen, was insbesondere wegen der verschiedenen Religionsbekenntnisse nicht leicht ist. Nachstehend eine Beschreibung aus dem köstlichen Buche:

Die Zauberer Indiens sind strenggläubige Mohammedaner, wenn es sich um Fleisch handelt, doch beim Alkohol vergessen sie ihre Religion, und schon die Babys bekommen täglich einige Tropfen Schnaps eingebläst.

Die Kunst des Zauberns haben sie von ihren Vätern geerbt. Jahrhundertlang überlieferten sich die einzelnen Tricks innerhalb der Familie. Die Söhne der Zauberer werden wieder Zauberer und führen mit sich als einzigen Schatz die Kenntnisse ihrer Väter.

Einige kleine Schalen, kleine, selbstgefertigte Stoffkugeln, ein Knochen als Zauberstab, ein kleiner Sad und ein ausgepustetes Ei, die verschiedenen Steine, zwei kleine, gleich große Bambusstäbchen, ein Knäuel Garn, ein Ring, eine Banfi (kürbisähnliche Pfeife) und eine kleine Trommel sind ihre primitiven Zauberwerkzeuge.

Laut lockt die Banfi, begleitet von dem ungeduldigen Rattern der kleinen Trommel: „Charlie come on, Charlie come on,“ tönt es über den Platz. „Charlie Chaplin, Charlie Chaplin — — —“ Chaplin scheint für sie der größte Zauberer der Welt zu sein. „See this small kleine Glas, put in my mouth, coming fire, el, do, tin, dar,“ (eins, zwei, drei, vier), und schon kräuselt sich seiner Rauch aus dem Munde des Zaubers, um einige Sekunden später in handlange Flammen überzugehen. Das Feuer ist verschwunden, aus dem Munde quillt ein großer Stein hervor.

Das Publikum staunt. Wieder greift der Zauberer zur Trommel, ein neuer Trick beginnt.

Und so rollt ein Trick nach dem andern vor den Augen des erstaunten Publikums ab.

Die Zauberer sind meistens verheiratet und ihre Frauen gehören ebenfalls zu ihren Requiriten, indem sie den berühmten indischen Korbtrick mit ihnen ausführen. Dieser so vielbestaunte Trick ist an und für sich sehr einfach, doch ich will durch nähere Erklärungen keinem die Illusionen nehmen. Die meisten Menschen sind ja in dem Glauben, daß, wenn der Zauberer den Säbel in den Korb sticht, im nächsten Augenblick aus dem dünnen Geflecht des Korbes das Blut in Strömen hervordringen müßte.

Manchmal kommt es vor, daß sich der Zauberer über seine Frau geärgert hat, und dann kann er es sich nicht versagen, ihr mit

dem Säbel tüchtig zuzusetzen. In den meisten Fällen schadet das der Frau nicht viel, doch um so mehr der Kleidung, die völlig durchstochen wird. Es ist sogar einmal vorgekommen, daß ein Zauberer beim Korbtrick seiner Frau durch das Ohr gestochen hatte, und als er lächelnd den Korb öffnete, um seine Frau herauszulassen, und sich dem Publikum zu wandte, um seinen Beifall entgegenzunehmen, erhielt er von seiner erbosten Frau eine tüchtige Ohrspeiße, so daß nicht viel gefehlt hätte, und er wäre vom Podium gestürzt.

Diese kleine energische Frau war nun einige Jahre später bei meiner Truppe und schien sich absolut nicht mehr mit ihrem Manne vertragen zu können. Stets hörte man sie schimpfen und sich bitter über ihn beklagen. Er war ein ziemlich hübscher Mensch mit langem Kopfhaar und Bart und glück einem Christuskopfe. Er war ein sehr duldsamer Batte, zauberte tagsüber fleißig, ließ sich sein Essen gut schmecken und freute sich, wenn er sich abends außer dem von mir gelieferten Schnaps noch eine Flasche Kognak extra leisten konnte. Es lag ihm persönlich viel daran, sich abends gemächlich schlafen zu legen, doch seine Frau ließ ihm keine Ruhe. Immer und immer wieder hörte man ihr lautes Getöse. Eines Tages kam mir die Stille in ihrem Unterkunftsraum etwas seltsam vor und ich ging hinein, um nach dem Rechten zu sehen. Ich

bekam einen furchtbaren Schrecken, als ich den Zauberer, mit einem großen Schlachtmesser bewaffnet, am Hals seiner Frau herumhantieren sah. Ich sprang hinzu, um ihn von dem vermeintlichen Morde abzuhalten, doch er schaute mich lächelnd an, und nun sah ich, daß sich die Frau einen dicken Strick um den Hals gebunden und den Versuch gemacht hatte, sich zu erhängen. Der Zauberer, im Begriffe, mit dem großen Messer den Strick durchzuschneiden, meinte nur, seine Frau wäre geistesgestört und die Sache sei nicht tragisch zu nehmen. Die Frau fiel, nachdem der Strick entfernt war, prompt in Ohnmacht, und ich mußte über dieses Theater sehr lachen, wodurch sofort die immer sehr neugierigen Eingeborenen herbeigelockt wurden. Ein allgemeines Gelächter brach aus und dieses rief die angeblich ohnmächtige Frau wieder ins Bewußtsein zurück. Während wie eine Wildtaube saugte sie uns an, was jedoch die Heiterkeit nur erhöhte. Nun begann sie mit einem Schwall unflätigster Worte auf die kleine Spitzenklöpplerin zu schimpfen und beichtete diese des Ehebruchs mit ihrem Manne. Die Spitzenklöpplerin, hierüber empört und vor allen Dingen in den Gefühlen ihrer buddhistischen Religion gekränkt durch den Vorwurf, sich mit einem Mohammedaner eingelassen zu haben, fing nun auch an, auf die Frau des Zaubers zu schimpfen, doch die gegenseitige Schimpferei ging in dem Lärm des allgemeinen Gelächters unter, sonst hätte diese Auseinandersetzung noch zu einem Zweikampf zwischen den beiden feindlichen Frauen geführt.

Dies und das.

Wenn bei den Arabern ein Mann des Mordes verdächtig ist, wird er einer sogenannten Feuerprobe unterzogen. Der Henker läßt ein Messer in dem Feuer, um das sich alle Beteiligten versammeln, rotglühend werden, dann muß der Angeklagte den Mund öffnen und die Zunge herausstrecken. Der Henker faßt nun mit einem Tuch die Zunge und schneidet dann mit dem rotglühenden Messer zweimal hinein. Nach zwei Stunden wird die Zunge besichtigt. Wenn sie dann aufgeschwollen oder verbrannt ist, wird der Angeklagte schuldig gesprochen und hingerichtet; sind diese Zeichen aber nicht vorhanden, so erklärt man ihn für unschuldig. Ob es demnach in Arabien unschuldige Mörder gibt?

Der in technischer Beziehung modernste Bahnhof Europas befindet sich in Mailand. Der Bau hat 25 Jahre in Anspruch genommen. Das Bahnhofsgelände dehnt sich über ein Areal von 420.000 Quadratmetern aus. Er hat im ganzen fünf überdeckte Hallen mit zusammen 24 Geleisen. Außerordentlich wirkt das Haus mehr wie ein Palast als wie ein Bahnhofsgelände. Mehrere Räume sind mit rotem, farbenem Marmor bekleidet, und zwei der Treppen sind aus grünem Granit hergestellt.

Die Spagen haben eine große Vorliebe für die gelbe Farbe. Es ist beobachtet worden, daß in einem Beet, auf dem Krokus standen, nur die gelben Blüten von ihnen gerissen und zerplückt wurden, während sie die weißen und lilafarbenen Krokus völlig unberührt ließen.

Der hölzerne Federhalter ist hundert Jahre alt. Er fand sofort so großen Beifall, daß die Hersteller der bis dahin üblichen Gänsefedern ruiniert gewesen wären, wenn sie nicht auf den glücklichen Gedanken gekommen wären, die unverkäuflichen Gänsefedern nun als Federhalter abzugeben.

Die Zelte der Lappen-Romaden sollen in Zukunft mit Telefonanlagen versehen werden. Die Lappen können sich dann gegenseitig telephonisch über die Verhältnisse und den Zustand der Herden benachrichtigen.

In Ungarn werden Pferdehufe aus Gummi benutzt.

Die neueste Erfindung, die zur Patentierung angemeldet ist, ist ein Apparat, der das Schnarchen verhindern soll.

Die englischen Soldaten werden neuerdings mit einer „eisernen Ration“ ausgerüstet, die aus einem harten Kuchen besteht, der nur 180 Gramm wiegt, aber für vierundzwanzig Stunden eine ausreichende Ernährung gewährleistet, da er aus Kakao, Zucker, Erbsenpulver, Fleischpulver, Zitronenöl und Kakaobutter besteht.

Ein Eichbaum braucht hundert Jahre, um zur vollen Entfaltung zu kommen, wenige Bäume aber wachsen so schnell wie die Weiden.

Die Tausendfüßler gehören zu den Insekten, die eine überlappende Flüssigkeit absondern um Angreifer abzuwehren.

Die sogenannten Ameiseneier, mit denen man zum Beispiel die Goldfische füttert, sind in Wirklichkeit keine Ameiseneier sondern junge Ameisen, die einen weißen Kofon um sich gesponnen haben, der sie während der Entwicklung zur ausgewachsenen Ameise schützt.

Daß eine Gans wirklich goldene Eier legen können, wurde kürzlich in Australien festgestellt. Als die Gans getötet war und aufgeschnitten wurde, fand man in ihrem Magen und in den Eingeweiden Gold, und man kam dahinter, daß der Boden, auf dem sie acaßt hatte, ein kleines Goldfeld war.

Daß Tiere träumen, wird jeder Tierfreund schon oft beobachtet haben. So zum Beispiel schnüffeln Hunde im Schlaf, als wenn sie eine Fährte verfolgen.

Anmerkungen von ~~Asatol~~ Gerschenkron.